

---

# Berliner Debatte Initial

---

## 3

---

24. Jg. 2013

### Auf der Jagd nach Gefühlen

Flam

Mit groben Pinselstrichen  
über den Emotional Turn

---

Verheyen

### Bürger als zärtliche Väter?

Zill

Monarchen als Modelle  
des Affektmanagements

---

Müller, Casula,  
Pickel

### Staatlichkeit in Russland

Busch

Wachstum und  
Wohlstand

## Autoren

**Matthias Bösinger**, M. A.,  
Soziologe, Berlin

**Ulrich Busch**, Dr. habil.,  
Finanzwissenschaftler, Berlin, Mitglied der  
Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu  
Berlin

**Philipp Casula**, Dr.,  
Soziologe, Universität Zürich

**Helena Flam**, Prof. Dr.,  
Soziologin, Universität Leipzig

**Benno Gammerl**, Dr.,  
Historiker, Max-Planck-Institut für  
Bildungsforschung Berlin

**Bettina Hitzer**, Dr.,  
Historikerin, Max-Planck-Institut für  
Bildungsforschung Berlin

**Wolf-Dietrich Junghanns**, Dr.,  
Philosoph, Stanford University,  
Berlin Study Center

**Eva Köppen**, M. A.,  
Philosophin, Berlin

**Adrian Klein**, M. A.,  
Islam- und Politikwissenschaftler, Martin-  
Luther-Universität Halle-Wittenberg

**Joseph D. Lewandowski**, Prof. Dr.,  
Philosoph, The Honors College, University  
of Central Missouri, Warrensburg

**Klaus Müller**, Prof. Dr.,  
Politikwissenschaftler, AGH University for  
Science and Technology, Krakau

**Andreas Pickel**, Prof. Dr.,  
Politikwissenschaftler, Trent University,  
Peterborough/Ontario

**Gregor Ritschel**, M. A.,  
Politikwissenschaftler, Martin-Luther-  
Universität Halle-Wittenberg

**Benjamin C. Seyd**, Diplom-Politikwissen-  
schaftler, Friedrich-Schiller-Universität Jena

**Jan Slaby**, Prof. Dr.,  
Philosoph, Freie Universität Berlin

**Nina Verheyen**, Dr.,  
Historikerin, Universität zu Köln, derzeit  
Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin

**Rüdiger Zill**, Dr.,  
Philosoph, Einstein Forum, Potsdam

**Veronika Zink**, M. A.,  
Soziologin, Freie Universität Berlin

# Auf der Jagd nach Gefühlen

Zusammengestellt von Eva Köppen

Editorial	2	TRANSFORMATION UND STAATLICHKEIT IN RUSSLAND	
AUF DER JAGD NACH GEFÜHLEN			
<i>Helena Flam</i> Mit groben Pinselstrichen über den Emotional Turn		<i>Klaus Müller</i> Staat und Transformation	89
<i>Jan Slaby</i> Gekommen, um zu bleiben: Emotionen in der Philosophie	5	<i>Philipp Casula</i> Souveräne Demokratie, Populismus und Depolitisierung. Der politische Diskurs unter Putin	108
<i>Benno Gammerl, Bettina Hitzer</i> Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geschichtswissenschaften	15	<i>Andreas Pickel</i> Transformationsforschung jenseits des Transitionsparadigmas. Kommentar zu Casula und Müller	118
		* * *	
<i>Nina Verheyen</i> Bürger als zärtliche Väter? Tagebücher, Briefe und Autobiographien des 19. Jahrhunderts im Vergleich	31	<i>Ulrich Busch</i> Wachstum und Wohlfahrt	122
<i>Rüdiger Zill</i> Vorbildliche Gefühle. Monarchen als Modelle des Affektmanagements	41	<i>Joseph D. Lewandowski</i> „Wir sind hier doch nicht‘ im Ghetto“ Über urbanes Leben und Boxgyms in den USA	138
<i>Veronika Zink</i> Prekäre Gefühle. Die Wirklichkeit der Innerlichkeit	51	BESPRECHUNGEN UND REZENSIONEN <i>Slavoj Žižek:</i> Das Jahr der gefährlichen Träume. Rezensiert von <i>Adrian Klein</i> und <i>Gregor Ritschel</i>	151
<i>Benjamin C. Seyd</i> „How does it feel?“ Zur sozial- und gefühlstheoretischen Problematik einer heiklen Frage	65	<i>Heinz Harbach:</i> Computer und menschliches Verhalten. Rezensiert von <i>Matthias Bössinger</i>	155
	77	<i>Wolfgang Behringer:</i> Kulturgeschichte des Sports. Rezensiert von <i>Wolf-Dietrich Junghanns</i>	157

## Editorial

Emotionen spielen eine grundlegende Rolle in menschlichen Gemeinschaften. Kollektive Emotionen können zum Sturz ganzer Regierungen führen, strategisch eingesetzte Gefühlsäußerungen funktionieren als rhetorisches Mittel, um WählerInnen zu überzeugen, und „emotionale“ Produkte bringen Konsumenten dazu, diese zu kaufen. Auch Markennamen und Firmen haben verstärkt zum Ziel, mit bestimmten Gefühlen assoziiert zu werden, von denen der Konsument glaubt, er würde sie erleben, wenn er das entsprechende Produkt konsumiert. Dienstleistungen wurden in den letzten Jahrzehnten ebenfalls immer stärker emotionalisiert. Ob es sich dabei um den freundlich-kumpelhaften IKEA-Verkäufer handelt, der seinen Kunden duzt, oder um eine aggressiv-abweisend auftretende Bedienung im Berliner Szenelokal – in jedem Fall wird für ein bestimmtes emotionales Auftreten des Servicepersonals mitgezahlt, das wiederum ein Gefühl im Konsumenten auslöst. Schließlich lassen sich auch im privaten Bereich Veränderungen in der Emotionskultur wahrnehmen. Emotionale Etikette oder die Tabuisierung von Gefühlen scheinen in westlichen Gesellschaften kaum noch eine Rolle zu spielen.

Angesichts einer derart emotionszentrierten Kultur könnte es den Anschein haben, als würde der Ausdruck von Emotionalität heutzutage zunehmend zugelassen oder sogar gefordert. Dafür spricht unter anderem die populär gewordene „positive Psychologie“, die dafür eintritt, Emotionalität explizit zu äußern. Ähnlich wie das Konzept der „emotionalen Intelligenz“ steht sie allerdings im Verdacht, die komplexe Emotionalität des Menschen auf ungebührliche Weise zu vereinfachen und den Begriff, den wir bislang von Emotionalität hatten, von Grund auf zu verändern, wenn nicht gar zu beschädigen. Das Credo der positiven Psychologie, so die Kritik, bringt eine

oberflächliche, unkritische Spaßgesellschaft hervor, die zum Beispiel die Eskapaden einer korrupten Regierung lächelnd hinnimmt. Dabei führe die positive Geisteshaltung nicht einmal zur seichten Glückseligkeit. Vielmehr wird sie beschuldigt, es dem Einzelnen auch nicht leichter zu machen, denn ihm wird die vollständige Verantwortung für sein Gefühlsleben selbst dann auferlegt, wenn die Ursachen bestimmter Emotionen externer Natur sind.

Wie auch immer man emotionsbezogene Ratgeber für Organisationen oder Individuen bewerten mag, sie deuten darauf hin, dass bestimmte gesellschaftlich vorgegebene Gefühlsregeln, medial vermittelte Emotionscodes und emotionale Deutungsangebote die Emotionalität, die jedes Individuum an sich selbst wahrnimmt, beeinflussen. Dieser Umstand lässt sich als die politische Dimension von Gefühlen verstehen. In ihr liegt das gesellschaftliche Interesse an Emotionen begründet: Wie eine Gesellschaft Emotionen definiert und Möglichkeiten des Gefühlsausdrucks zulässt oder aber sanktioniert, scheint wesentlich zu sein für die emotionale Autonomie der Akteure.

In der Wissenschaft sind Publikationen über Gefühle und ihre Herkunft, ihre Funktionsweise und Bedeutung in den letzten Jahrzehnten sprunghaft angestiegen, begleitet von zahllosen Konferenzen sowie Exzellenzclustern. Der Emotional Turn – eine seit Anfang der 1980er Jahre konstatierte Wende hin zu Gefühlen als Forschungsfeld – hat sowohl in den Sozial- und Kulturwissenschaften als auch in den Naturwissenschaften deutliche Spuren hinterlassen. Das Thema „Emotionen“ ist nicht nur *en vogue*, es erleichtert auch den Zugang zur Forschungsförderung. Nach nunmehr drei Jahrzehnten andauernder Emotionsforschung ist es Zeit für kritische Reflexionen und Bestandsaufnahmen: Wieso lassen sich mit dem Thema „Emotionen“ so gut Forschungsgelder

einwerben? Was sagt uns die Emotionswissenschaft über gesellschaftlich relevante Fragen? Wählen wir einen Politiker eher, wenn er seine Gefühle zeigt oder wenn er sich affektiv zurückhält? Welche emotionalen Skripte werden uns von den Medien vorgegeben? Und vielleicht am wichtigsten: Was bedeutet all dies für unsere eigene, subjektiv wahrgenommene und ausgedrückte Emotionalität?

Um Fragen wie diesen auf den Grund zu gehen, versammelt der Heftschwerpunkt Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen. Die verschiedenen Ansätze eint der Fokus auf die „Jagd nach dem Gefühl“ – sei es die Suche des modernen Individuums nach ständig neuen affektiven Höhepunkten und „emotionaler Fitness“, sei es das Fahnden nach der neuronalen Entsprechung von Gefühlen oder das Aufspüren jener kollektiven Emotionen und Gefühlsnormen, die Akteure disziplinieren sollen oder sie dazu bringen, sich zu solidarisieren und Konventionen zu hinterfragen.

Welche gesellschaftlichen Transformationen haben eigentlich dazu geführt, dass Emotionen für die Wissenschaften so interessant geworden sind? *Helena Flam* gibt eine historisch inspirierte Antwort, indem sie zeigt, wie die emotionale Dimension bestimmter gesellschaftlicher Transformationen von der Wissenschaft aufgegriffen wurde. Dabei wird der Bogen bis zur letzten Finanzkrise gespannt und diskutiert, wie die zeitgenössische Emotions- und Verhaltenspalette einen Beitrag zu dieser jüngsten gesellschaftlichen Katastrophe leisten konnte. *Jan Slaby* stärkt die philosophische Sicht auf das Thema Emotionen, indem er Theorien über existentielle Gefühle und emotionale Rationalität zusammenführt. Eine auf rational rekonstruierbare Sinngehalte ausgerichtete Philosophie wird durch das dynamische Potential der „affect theory“ herausgefordert. Slaby schlägt vor, eine subjektzentrierte Sicht durch ein phänomenologisches Verständnis von Affekten abzulösen, das das In-der-Welt-Sein der Gefühle in den Vordergrund stellt. *Bettina Hitzer* und *Benno Gammerl* beschreiben den Emotional Turn aus historischer Perspektive mit einer Mischung aus Begeisterung und Skepsis. Potenzial und Probleme historischer Theorien werden beleuchtet und für die Ge-

schichtswissenschaft fruchtbar gemacht. *Nina Verheyen* untersucht das emotional aufgeladene Schlagwort der „Neuen Väter“. Vor allem in der jüngeren Familienpolitik wurde versucht, väterliche Gefühle als Hebel einer neuen Politikstrategie zu nutzen. Vor dem Hintergrund der historischen Emotionsforschung zeigt Verheyen, wie durch die Selbstzeugnis-Forschung die Existenz vermeintlich gefühlvoller Väter im 19. Jahrhundert aufgedeckt wurde. Verheyen untersucht diese „Väter zum Anfassen“ und deren Inszenierung, vor allem in Bezug auf die heutige Tendenz, Politik mit Gefühlen zu machen. *Rüdiger Zill* beschäftigt sich mit den Leitfiguren „emotionaler Gemeinschaften“. Er analysiert, wie sich die emotionale Verfasstheit von Monarchen und Politikern im Laufe der Zeit änderte und zwischen Nähe und Distanz changierte. An der Schnittstelle von Emotionsforschung, Kulturgeschichte und Filmanalyse zeigt er, wie die Mächtigen verschiedener Epochen eine jeweils andere Emotionspolitik verfolgten und dabei mit den Medien kollaborierten (aber auch von ihnen instrumentalisiert wurden). Aus sozialphilosophischer Sicht hinterfragt *Veronika Zink* die allgegenwärtige Kultur der Emotionalität: Ob Fernsehsendungen nun „powered by emotion“ sind, Politiker ihre Gefühle offenbaren, in Castingshows gefühlsmäßige Achterbahnfahrten präsentiert werden oder eine Massenhysterie beim Begräbnis Michael Jacksons ausbricht – das extrovertierte und manchmal vulgäre Zurschaustellen von Gefühlen sowie die private Jagd nach immer neuen Gefühlserlebnissen scheinen Teil unserer Gesellschaft geworden zu sein. Zink fragt, ob man bestimmte Lebensstationen wirklich „in aller Tiefe“ gefühlsmäßig durchlebt hat, und skizziert Emotionen als überaus prekäre Grundlage für die Konstituierung eines „authentischen“ Selbst. *Benjamin Seyd* bezieht die gefühlstheoretische Wende auf eine Sozialtheorie, die an ihre Grenzen geführt wurde. Er wirft einen kritischen Blick auf physiologische Emotionstheorien und den emotionstheoretischen Konstruktivismus und stellt einen dritten Weg zu Debatte: den der „ungewissheitszentrierten Konzeption“ der Gefühle, die Dualismen und Defizite der Sozialtheorie überwinden helfen soll.

Die Beiträge des Nebenschwerpunkts entwickeln eine Perspektive auf die politische Entwicklung der späten Sowjetunion und der Russischen Föderation, die tiefer greift als die herkömmliche, vom normativen Paradigma geprägte Analyse und Wertung in der Dichotomie von Demokratie und Autokratie. *Klaus Müller* zeigt, dass die Herausbildung von demokratischen und marktwirtschaftlichen Elementen in der politischen und ökonomischen Praxis keineswegs das Ergebnis einer konsistenten Strategie von Institutionenbildung war, sondern gleichsam als ein „Beiprodukt“ aus entfesselten Machtkämpfen unterschiedlicher Art resultierte, welche sich aufgrund des bis Ende der 1990er Jahre fortschreitenden Zerfalls der wichtigsten staatlichen Strukturen jeglicher effektiver institutioneller Restriktionen entledigten. Die politische Entwicklung unter den Präsidenten Wladimir Putin und Dimitrij Medwedjew interpretiert er vornehmlich als eine Reorganisation von moderner Staatlichkeit, die zwar unverzichtbare Voraussetzung für die Entwicklung eines demokratischen Regimes wäre, für deren nachhaltige demokratische Ausrichtung es jedoch in allen relevanten Lagern an demokratisch orientierten Akteuren mangle. *Philipp Casula* argumentiert, dass diese autoritäre Reorganisation russischer Staatlichkeit durch einen politischen Diskurs gestützt wird, der demokratische, wirtschaftsliberale und traditionalistisch-nationalistische

Forderungen integriert, dem Regime auf diese Weise Stabilität, um nicht zu sagen: Legitimität verleiht, dabei allerdings alle Positionen bzw. Initiativen, welche den in diesem Diskurs repräsentierten „Grundkonsens“ bedrohen, als extremistisch stigmatisiert und auf repressive Weise verfolgt. *Andreas Pickel* weist in seinem Kommentar vor allem darauf hin, dass die von Müller und Casula hervorgehobene Bedeutung einer konsolidierten staatlichen Ordnung als einer zwar nicht hinreichenden, aber dennoch unabdinglichen Vorbedingung für Demokratisierung und Liberalisierung in der westlichen (öffentlichen wie akademischen) Kritik am gegenwärtigen russischen Regime und an Putin selten berücksichtigt wird. Dabei sei sie über den russischen Fall hinaus instruktiv, denn ohne gebührende Beachtung dieses Zusammenhangs bliebe auch die Entwicklung z. B. Chinas weitgehend unverstanden. Die Aufsätze dieses Nebenschwerpunktes gehen auf Vorträge der Konferenz „Zwanzig Jahre seit dem Ende der Sowjetunion. Wandel, Kontinuität und neue Fragen“ zurück, die im Dezember 2011 vom Kompetenznetz „Institutionen und institutioneller Wandel im Postsozialismus“ sowie vom Frankfurter Institut für Transformationsstudien der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) in Berlin veranstaltet wurde.

*Eva Köppen, Jan Wielgohs*

Jan Slaby

## Gekommen, um zu bleiben: Emotionen in der Philosophie

Abgesänge sind schnell geschrieben.<sup>1</sup> Inzwischen hält der Trend zur interdisziplinären Emotionsforschung seit mehr als 20 Jahren an, und längst haben sich zahlreiche neuerliche Turns geltend gemacht und um Ressourcen und Aufmerksamkeit beworben – sei es der *material turn*, der *spatial turn* (Döring/Thielmann 2008), der *acoustic turn* (Meyer 2008) oder jüngst der *design turn* (Schäffner 2010); von den ebenfalls bereits Patina ansetzenden *iconic* (Boehm 2001) und *performative turns* (Wirth 2002) gar nicht zu reden. Wie es scheint, lässt sich heute kaum noch jemand von den vermeintlich so wichtigen und so lange unverstandenen Einflüssen der Emotionalität auf so ziemlich alle menschlichen Vermögen und Vollzüge beeindrucken – *been there, done that*. Wenn dann auch noch Großinitiativen wie das Berliner Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ ausgerechnet in dem Moment, als ihre Forschungsarbeit erste Ergebnisse zu liefern beginnt, die Förderung verlieren, scheint die Botschaft klar: der Forschungstrend „Emotion“ geht seinem Ende entgegen.<sup>2</sup> Freilich haben es gerade die Kulturwissenschaften in den letzten Jahren zur Meisterschaft im Ausrufen neuer Wendungen gebracht, so dass heute kaum noch als ernst zu nehmender Vertreter dieses Fachs gilt, wer nicht einen veritablen *turn to XY* verkündet und wortreich propagiert hat. Ob diese Hatz nach dem neuesten Schrei der Forschung auch sachlich gebotene Themensetzungen vornimmt, erscheint dabei zunehmend zweifelhaft.<sup>3</sup>

Es ist angesichts dieser Inflation neuer Trends ratsam, sich nicht lange bei der Rede von vermeintlichen Turns in den Diskursen

vom Menschen aufzuhalten. Es handelt sich hier um die oberflächlichste Ebene, auf der sich von breiten Entwicklungen in der Forschungslandschaft reden lässt. Im Fall der Emotionen kommt erschwerend hinzu, dass sie in nahezu sämtlichen humanwissenschaftlichen Disziplinen, einschließlich der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, zu einem intensiv beforschten Thema geworden sind. Dadurch hat sich eine unübersichtliche Gemengelage ergeben. Teils herrscht eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, weil in einer Disziplin als neu gilt, was in einer anderen bereits umfangreich abgehandelt wurde; teils erleben wir eine irritierende Kopräsenz konträrer Ansätze und Theoretisierungen, insofern jeweils an unterschiedliche Forschungs- und Diskurs-traditionen angeknüpft wird.

Ich werde mich daher mit den Verteilungskämpfen zwischen den Disziplinen nicht weiter befassen und mich statt dessen auf den disziplinären Kernbereich der Philosophie beschränken. Auf der Höhe ihrer Möglichkeiten vermag es die Philosophie, die Emotionalität am tiefsten Punkt ihrer Relevanz für die menschliche Existenz zu thematisieren. Überlegungen auf dieser grundlegenden Ebene können deutlich machen, wieso es sich bei der menschlichen Affektivität nicht um ein beliebiges Forschungsthema neben anderen handelt, sondern um eine Dimension *jeglicher* Thematisierung von Wirklichkeit überhaupt. Emotionen sind so bedeutsam, weil jegliches Von-Bedeutung-Sein von irgendetwas, jegliche Relevanzzuweisung – und damit jede sinnvolle Thematisierung, einschließlich der wissenschaftlichen Forschung – von der Emotionalität

erst ermöglicht wird: *Emotions matter* – denn ohne sie wäre überhaupt nichts von Belang.

In diesem breiten Rahmen lässt sich verdeutlichen, warum die Emotionalität so schnell nicht von der Bildfläche der Forschung verschwinden wird, auch wenn vielleicht einige Fördermillionen demnächst in andere Richtungen strömen. Zu tief in alles Menschliche verstrickt, zu grundlegend in unser Sein als Personen eingewoben, zu umfassend mit allen Formen menschlicher Sozialität und Kulturalität verbunden ist das Affektive, als dass man es ungestraft missachten oder an den Rand drängen könnte. Im Kontext der hier gewählten breiten philosophischen Perspektive wird insbesondere erkennbar, wieso wir erwarten dürfen, dass die Affektivität zunehmend von einem *Thema* der Forschung zum *Rahmen* von Untersuchungen der menschlichen Wirklichkeit avancieren wird. Was als spezifisch umgrenzter Forschungsgegenstand begann, rückt in den Bereich der Voraussetzungen und Grundlagen. Deutlicher denn je zeigt sich: Die Affektivität ist allgegenwärtig – einem Äther gleich waltet sie im Hintergrund aller menschlichen Vollzüge und Beziehungen. Dem trägt die Forschung zunehmend Rechnung, und das ist richtig so.

Nachdem ich diesen Befund anhand von Rekonstruktionen zweier beispielhafter Ansätze aus dem Bereich der jüngeren Philosophie der Emotionen begründet habe, werde ich im Schlussteil meines Beitrags den üblichen Thematisierungsrahmen der Gefühlsphilosophie seinerseits ausweiten. Obwohl sachlich gefordert, steht die Überwindung eines subjekt- bzw. anthropozentrischen Denkens in der Philosophie und der Soziologie der Emotionen noch weitgehend aus. Diesbezüglich kann eine Annäherung von philosophischen, soziologischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen – insbesondere solchen, die sich mit dem kulturtheoretischen *turn to affect* beschäftigen – eine hilfreiche Strategie sein.

## Zwei Theorien des affektiven Weltbezugs

Zwei der einseitigsten Ansätze in der gegenwärtigen Philosophie der Emotionen sind Bennett Helms Theorie der *gefühlten Bewertungen* (*felt evaluations*; Helm 1994, 2001, 2002, 2009) und Matthew Ratcliffes Konzeption der *existentiellen Gefühle* (*existential feelings* oder *feelings of being*; Ratcliffe 2005, 2008). Helms Ansatz arbeitet konsequent die Annahme aus, dass die Gefühle einer Person in ihrer Gesamtheit und in ihrer diachronen Entfaltung eine komplexe binnenrationale Struktur bilden – eine Struktur, die sowohl die Gefühle selbst als auch das Verhalten, Streben, Bewerten und damit letztlich den gesamten intelligiblen Lebensvollzug von Personen verständlich macht. Helm zwingt die Emotionen dabei nicht, wie es ansonsten oft geschieht, in das Korsett eines schon unabhängig von der Emotionalität etablierten Rationalitätstypus (etwa in das Schema der epistemischen oder der instrumentellen Rationalität), sondern versucht zu zeigen, dass sich in den Gefühlen eine eigene Art von Rationalität manifestiert: evaluative Rationalität oder *emotional reason*, wie Helm es nennt (so auch der Titel seiner 2001 erschienenen Monographie). Nur im Rahmen einer solchen Konzeption werde die zentrale Rolle des Affektiven im Leben von Personen verständlich – insbesondere sei nur auf diesem Weg explizierbar, dass und inwiefern Personen in ihrem Lebensvollzug grundlegend auf Bedeutsamkeit orientiert und somit, in den Worten Charles Taylors, *subjects of significance* sind (vgl. Taylor 1985).

Im Gegensatz dazu taucht in Matthew Ratcliffes Konzeption Rationalität gar nicht explizit auf. Aus einer phänomenologischen Perspektive beschreibt Ratcliffe in *Feelings of Being* (2008) eine Dimension bisher wenig beachteter Hintergrundgefühle, die eine tiefgreifende Wirkung auf den Welt- und Selbstbezug sowie auf die Einstellungen und Handlungsbereitschaften von fühlenden Person ausüben. *Existential feelings* sind grundlegende existentielle Orientierungen, die bereits im Vorfeld jeder gerichteten Bezugnahme das menschliche Welt- und Selbstverhältnis prägen.



In materialreichen Beschreibungen führt Ratcliffe seinen Lesern vor Augen, welche zentrale Rolle existentielle Hintergrundgefühle sowohl im Lebensvollzug von gesunden Personen als auch in der pathologisch veränderten Erfahrung psychisch Kranker spielen.

Es geht mir im Folgenden vor allem darum, zu ermitteln, inwieweit sich Helms und Ratcliffes auf den ersten Blick durchaus unterschiedlich anmutende Positionen zusammenführen lassen und ob auf dieser Basis eine einheitliche emotionstheoretische Konzeption entwickelt werden kann. Ich werde zeigen, dass in einer solchen Synthese zentrale Einsichten der derzeitigen philosophischen Beschäftigung mit der menschlichen Affektivität strukturiert zusammenlaufen. Die analysierten Entwürfe bilden Kulminationspunkte theoretischer Entwicklungen, die auf unterschiedlichen Wegen versuchen, den in den menschlichen Gefühlen liegenden evaluativen Welt- und Selbstbezug in seiner Eigenart zu fassen, ohne ihn künstlich von anderen personalen Vollzügen und Vermögen zu isolieren. Sowohl Helm als auch Ratcliffe treiben ihre Überlegungen so weit, dass die Grenzen einer bloß der Affektivität gewidmeten Untersuchung überschritten werden. Beide führen damit vor Augen, dass sich eine wohlverstandene Philosophie der Emotionen unweigerlich zu einer Philosophie der Person bzw. der personalen Existenz ausweitet (vgl. Slaby 2008). In ihrer Kombination können die beiden Ansätze nicht zuletzt ein starkes Gegengewicht gegen neurowissenschaftliche und psychologische Ansätze in der Emotionsforschung bilden – ganz einfach deshalb, weil sie auf einer Thematisierungsebene operieren, die der empirischen Forschung voraus liegt. Es geht um die Sinnstrukturen *jeglichen* – und damit eben auch des naturwissenschaftlichen – Thematisierens. Diese basale Ebene des Weltbezugs wird notorisch von all jenen übersehen, die glauben, die menschliche Affektivität ließe sich allein mit naturwissenschaftlichen Mitteln vollumfänglich erhellen.

Die Diskussion in der Philosophie der Emotionen, in die Helm und Ratcliffe mit ihren Ansätzen eingreifen, war lange Zeit vom Gegensatz zwischen kognitiv orientierten und empfindungsbasierten Ansätzen be-

stimmt. Kognitivistische Theorien verstehen Emotionen essentiell als Einschätzungen, als Bewertungen von Sachverhalten und somit im Kern als Kognitionen, während Empfindungstheorien – oft in Anknüpfung an den berühmten *Mind*-Artikel von William James (1884) – dagegen den qualitativen Gefühlsaspekt, die Phänomenalität des Sich-Anfühlens geltend machen (vgl. Whiting 2009). Längst hat sich jedoch eine einflussreiche Mittelposition durchgesetzt. Peter Goldie, Sabine Döring, Robert Roberts sowie die hier behandelten Autoren Bennett Helm und Matthew Ratcliffe stehen allesamt für ein Programm, welches die Stärken beider Theoriestränge in einer phänomenologisch angemessenen Weise zu verbinden sucht. Kognitivistischen Theorien – den philosophischen Pendanten zu psychologischen Einschätzungs- bzw. *appraisal*-Theorien (vgl. Scherer 2005) – stimmen diese Autoren insofern zu, als sie Emotionen als auf die Welt gerichtete (intentionale) Vollzüge verstehen, die sich mit Blick auf ihre epistemische Angemessenheit evaluieren lassen. In meiner Furcht erscheint mir ein Aspekt meiner Umgebung als bedrohlich, und dieser Weltausschnitt ist entweder wirklich bedrohlich – in diesem Fall ist meine Furcht epistemisch angemessen – oder er erscheint mir bloß so. Ist Letzteres der Fall, so liegt in meiner Furcht eine Fehlauflassung der Wirklichkeit, also ein kognitiver Irrtum. Anders als im klassischen Kognitivismus wird diese Einsicht von den genannten Autoren nicht zu der These verabsolutiert, dass Emotionen *nichts anderes* als kognitive Zustände seien. Anders als die bewusst gefällten Urteile einer Person bleiben affektive Zustände oftmals im Lichte besseren Wissens bestehen – meine Furcht kann anhalten, nachdem ich bereits die Harmlosigkeit dessen erkannt habe, vor dem ich mich fürchte. Für Urteile ist hingegen konstitutiv, dass die urteilende Person sie im Lichte konträrer Evidenzen aufgibt – eine Person kann nicht bewusst zugleich einen Satz bzw. Gedanken *p* und dessen Negation *nicht-p* für wahr halten. Neben dieser spezifischen Passivität ist auch der affektiv-hedonische Charakter der Gefühle ein Aspekt, der im Kognitivismus nicht angemessen theoretisiert wird. Emotionen fühlen sich irgendwie an, es handelt

sich um *feelings*, um Empfindungen – dies ist die überzeugende Intuition, welche Empfindungstheoretiker gegen den Kognitivismus geltend machen. Die Lösung besteht darin, den wertenden Weltbezug und die affektive Empfindungskomponente nicht länger als getrennt zu verstehen. Im Empfinden selbst vollzieht sich der Weltbezug der Gefühle – das Fühlen ist das Medium des emotionalen Weltbezugs. Peter Goldie hat mit seiner Beschreibung des *feeling towards*, des gerichteten Empfindens, die Richtung vorgegeben (Goldie 2000, Kap. 2; 2002). Döring (2007) spricht von *affektiven Wahrnehmungen*, Roberts (2003) von *concern-based construals*, Deonna und Teroni (2012) von *felt evaluative attitudes* und Helm von *gefühlten Bewertungen (felt evaluations)*. Diesen Vorschlägen ist gemeinsam, dass sie den Gefühlen einen Weltbezug eigener Art attestieren – eine spezifisch affektive Intentionalität, die sich nicht auf andere, nicht-affektive Formen von Welterschließung reduzieren lässt (vgl. Slaby/Stephan 2008, Slaby et al. 2011). Affektive Intentionalität bedeutet, dass Gefühle essentiell *empfundene* Bewertungen sind und als solche eigenständig neben kognitiven Zuständen und rein körperlichen Empfindungen stehen. Die Affektivität wird zu einer Kategorie *sui generis*.

Die – tendenziell analytisch orientierte – Philosophie der Emotionen holt damit einen Erkenntnisstand ein, der in der phänomenologischen Tradition seit geraumer Zeit bereits erreicht ist. Insbesondere Heideggers Ausführungen zur „Befindlichkeit“ in *Sein und Zeit* und zu den Stimmungen in den *Grundbegriffen der Metaphysik* beschreiben das Fühlen als eine unzerlegbare Einheit aus Welterschließung, Selbstgewahrsein und qualitativer Modifikation der eigenen Existenz (vgl. Slaby 2008, Kap. 5 u. 6).

Es ist angesichts dessen wenig überraschend, dass sich von beiden der im Folgenden diskutierten emotionstheoretischen Positionen eine Verbindungslinie zu Heidegger ziehen lässt, woraus sich ein erster Fingerzeig im Hinblick auf die angestrebte Zusammenführung der beiden Ansätze ergibt. Einerseits ist Ratcliffes Konzeption der *existential feelings* eine direkte Anknüpfung an das, was Heidegger als „Befindlichkeit“ bezeichnet: das affektive Sich-

Vorfinden einer Person in einer immer schon konkret bedeutsamen Umgebung, welches Heidegger als die unhintergehbare Grunddimension der Weltoffenheit unseres Daseins versteht (vgl. Heidegger 1927, §§ 29 u. 30). Weniger offen zu Tage liegt, dass auch Helms Konzeption der *felt evaluations* einen zentralen Gedanken Heideggers aufnimmt: die Abkehr von einem kognitivistischen Verständnis des menschlichen Weltbezugs, exemplifiziert an einer Sicht auf die Emotionen, die sich jenseits der Alternative Kognitivismus/Non-Kognitivismus bewegt und sich somit anschickt, das traditionelle repräsentationalistische Verständnis der Intentionalität zu verabschieden. So wie sich die von Heidegger beschriebene Sorgestruktur nicht in einzelne Komponenten zerlegen lässt, bildet bei Helm die Affektivität eine Form der Welterschließung, die nicht mehr im Rahmen der üblichen Bereichsaufteilung zwischen Erkennen und Begehren gefasst werden kann. Daran wird ersichtlich, dass die Philosophie der Emotionen dabei ist, nicht weniger als eine grundbegriffliche Revision im Verständnis des menschlichen Welt- und Selbstbezugs in die Wege zu leiten. Das impliziert unter anderem auch, dass es hier um Fragen geht, die deutlich im Vorfeld empirischer und experimentalwissenschaftlicher Arbeit behandelt werden müssen, auch wenn viele Vertreter neurowissenschaftlicher oder emotionspsychologischer Ansätze es anscheinend anders sehen – etwa dann, wenn sie meinen, am empirischen Datenmaterial direkt ablesen zu können, ob eine Struktur kognitive, konative oder perzeptive Funktionen erfüllt und ob diese Funktionen im menschlichen Organismus separat oder verschränkt realisiert sind.<sup>4</sup>

## Emotionale Rationalität

Bennett Helms emotionsphilosophische Überlegungen leisten einen Beitrag zu einer „deskriptiven Metaphysik der Person“. Welches sind die minimalen begrifflichen Zutaten, die nötig sind, um unser Selbstverständnis als Personen zu artikulieren? Leitend ist dabei der Gedanke, dass Personen Wesen sind, denen es in ihrer Existenz *um etwas geht* – für Personen steht

etwas auf dem Spiel; sie selbst und die Angelegenheiten, mit denen sie zu tun haben, *bedeuten* ihnen etwas, *something matters*. Ein zentraler Ausgangspunkt für Helms Überlegungen ist die folgende Intuition: Es hilft uns nicht weiter, zur Erklärung dieser Dimension des ‚*matte- ring*‘ einfach auf die Kategorie der Wünsche (Strebungen, Begierden etc.) zu verweisen, denn ein nicht weiter explizierter Begriff des Wunsches erlaubt keine Differenzierung zwischen einer bloß funktional verstandenen Zielgerichtetheit, die man auch Thermostaten und Computern attestieren kann, und Wünschen im vollen, also evaluativen Sinne des Wortes. Nur Letztere implizieren eine *Bewertung* des jeweils Gewünschten *als bedeutsam* – als wert, angestrebt zu werden (Helm 2001, 30 ff.). Nur „subjects of significance“ sind echte Akteure: Ihr Streben ist verständlich als ein Verfolgen von Zielen, die sie selbst als bedeutsam bewerten, und qualifiziert sich kraft dessen als genuines Handeln (im Gegensatz zu bloßem Verhalten). Damit grenzt sich Helm insbesondere gegen Vertreter naturalistischer Positionen in der Philosophie des Geistes ab, die keinen systematischen Unterschied zwischen dem menschlichen Bezug auf Bedeutsamkeit und der funktional bestimmbar Zielgerichtetheit von kybernetischen Systemen sehen (vgl. etwa Dennett 1987).<sup>5</sup>

Anstelle eines nicht näher erläuterten Begriffs des Wunsches verwendet Helm einen generischen Begriff affektiver Zustände als Explikationsressource: *felt evaluations* – gefühlte Wertungen. Einerseits soll es sich dabei um Empfindungen mit einer hedonischen Valenz handeln (um *pleasures and pains*), zugleich aber seien *felt evaluations* auf Aspekte der Welt bezogene intentionale Zustände: gefühlte Bewertungen *von etwas* als gut oder schlecht. Emotionen, Empfindungen, Stimmungen, Wünsche, also sämtliche affektive Verhaltensweisen des Menschen, sind als *felt evaluations* zu verstehen. Im Zuge der Erläuterung des affektiven Bezugs auf Bedeutsamkeit mittels gefühlter Bewertungen kommt nun die Rationalität ins Spiel: An den *felt evaluations* zeige sich zu jeder Zeit, dass Personen rationale Wesen sind. Alle personalen Vollzüge stehen unter

den Bedingungen der Rationalität, sie spielen sich im *space of reasons* ab.<sup>6</sup>

Bedeutsamkeit kann nicht etwas sein, das von der Verfasstheit fühlender Personen völlig unabhängig wäre, denn das, was für uns bedeutsam ist, muss in einem nicht-trivialen Sinne mit *uns selbst* zu tun haben. Bedeutsamkeit kann daher nicht einfach Bestandteil einer subjektunabhängigen Wirklichkeit sein, so dass eine Person die Bedeutsamkeit lediglich korrekt erfassen müsste. Gleichwohl darf dieser Gedanke nicht zu einem schrankenlosen Subjektivismus verabsolutiert werden: Wir haben ebenso starke Intuitionen dahingehend, dass unsere gefühlten Wertungen nicht der einzige Maßstab bezüglich dessen sind, was bedeutsam ist und was nicht. Auch Evaluationen unterstehen Standards der Angemessenheit, sie können fehlerhaft und lassen sich daher oft mit guten Gründen als unangemessen kritisieren.

Helm wird beiden Intuitionen gleichermaßen gerecht, indem er Gefühle als eine Kategorie des Weltbezugs eigener Art betrachtet. *Felt evaluations* sind *wert-erschließend* – sie sind auf Bedeutsamkeit bezogen, doch dieser Bezug kann weder im Rahmen eines kognitiven Detektionsmodells (Bedeutsamkeit als unabhängig von der Beschaffenheit fühlender Subjekte in der Welt vorhanden) noch im Rahmen eines non-kognitiven Projektionsmodells (Bedeutsamkeit lediglich als ein Resultat unserer subjektiven Einstellungen) gefasst werden. Auf die affektive Intentionalität lässt sich das gängige Schema, wonach intentionale Zustände *entweder* kognitiver *oder* konativer Art sein müssen, nicht anwenden.<sup>7</sup> Dies ist ein Punkt von großer Tragweite, denn die Implikation ist, dass sich *nichts* Menschliches wirklich adäquat im Rahmen dieser tief verankerten Trennung zwischen Kognition und Konation fassen lässt – diese Unterscheidung ist das Resultat einer fehlgeleiteten Abstraktion.

Stattdessen betrachtet Helm Gefühle *sowohl* als ein affektives Erfassen von Bedeutsamkeit *als auch* zugleich und untrennbar davon als das, was die Bedeutsamkeit allererst konstituiert. Sein Explikationsschema ist dabei bestechend einfach: *Einzelne* Gefühle bzw. *felt evaluations* sind als ein korrektes oder inkorrektes Erfassen von sich situativ manifestierender Bedeut-

samkeit zu verstehen, jedoch nur unter der Bedingung, dass die einzelnen Gefühle selbst wiederum Elemente umfassender Muster systematisch zusammenhängender Gefühle sind. Solche intern-rationalen und kontrafaktisch stabilen Gefühlsmuster konstituieren Bedeutsamkeit. So wird verständlich, dass die tatsächliche Bedeutsamkeit von etwas nicht von einzelnen Gefühlen abhängt, aber zugleich nicht schlechthin unabhängig von den Gefühlen insgesamt ist. In ihrer Gesamtheit sind die Gefühlsmuster von Personen wertkonstitutiv (auf den wichtigen Aspekt der Intersubjektivität der Gefühlsmuster gehe ich weiter unten ein). Damit sind die gegenläufigen Intuitionen des Kognitivismus einerseits und einer Konstitutionstheorie andererseits in einer Konzeption vereint.

Die Theorie der emotionalen Rationalität lässt sich dadurch verdeutlichen, dass wir die zur vollen Verständlichkeit etwa einer Furchtepisode nötigen Details anführen (vgl. Slaby 2008, Kap. 5). Ich fürchte mich *vor etwas* – einer konkreten Gefahr. Gleichzeitig fürchte ich *um etwas* – etwas, das durch die Gefahr konkret gefährdet ist und das vor dem Hintergrund stabiler Wertschätzungen für mich bedeutsam ist. Man kann also ein *materiales Objekt* der Furcht (der Gegenstand, vor dem ich mich fürchte) vom *formalen Objekt* der Furcht unterscheiden (vgl. Kenny 1963): die Eigenschaft, die eine Emotion *als Furcht* verständlich macht – also die Gefährlichkeit, kraft der der konkrete Furcht-Gegenstand überhaupt erst nachvollziehbar zu einem möglichen Objekt von Furcht wird. Formale Objekte – jeweils spezifische Werteigenschaften – machen die unterschiedlichen Emotionstypen inhaltlich verständlich: So wie Furcht sich notwendig auf eine Gefahr bezieht, bezieht sich Ärger auf ein Ärgernis, Trauer auf einen Verlust, Neid auf ein Gut im Besitz eines anderen, Scham auf einen Mangel oder eine Verfehlung der eigenen Person etc. Durch Angabe der formalen Objekte lassen sich verschiedene Emotionstypen präzise individuieren und zugleich hinsichtlich ihrer situativen Angemessenheit evaluieren. Vom materialen und formalen Objekt ist zudem der *Fokus* einer Emotion zu unterscheiden (vgl. Helm 2001). Ich muss überhaupt erst einer

Sache Wert beimessen (Fokus), damit diese in einer konkreten Situation nachvollziehbar emotional affiziert werden kann. *Weil* mir mein Hab und Gut wichtig ist, ist die Tatsache, dass ein Brandstifter es möglicherweise bald abfackelt, etwas, wovor ich mich fürchte. Ich muss gewissen Dingen, Personen oder Gütern Bedeutsamkeit beimessen, damit verständlich wird, inwiefern gewisse *andere* Gegenstände, Personen oder Umstände die formalen Objekte von Emotionen instantiieren – eben dadurch, dass sie die von mir wertgeschätzten Gegenstände in konkreten Hinsichten positiv oder negativ tangieren.

Dieser dreifach nach Gegenstand, formalem Objekt und Fokus aufgefächerte intentionale Bezug der Emotionen ermöglicht es uns, die Grundidee der emotionalen Rationalität präziser zu formulieren: Ich kann nicht einfach nur *irgendeine* Emotion haben. Ohne die systematische Einbettung in umfassende Muster bleibt ein Gefühl unverständlich, weil sich nur anhand eines solchen Musters erweisen kann, welches der Fokus der jeweiligen Emotion ist, und somit klar wird, in welchem Sinn ihr Gegenstand eine Instantiierung des formalen Objekts eines bestimmten Emotionstyps ist. Meine Furcht vor dem Brandstifter steht im Kontext meiner stabil verankerten Wertschätzung meines Hauses und seiner Einrichtung. Dies sind Dinge, die mir etwas bedeuten. Damit – vor dem Hintergrund eines stabilen Musters an Wertschätzung, zu welchem nicht nur Emotionen, sondern auch Wünsche, Motivationen und Handlungen gehören – wird meine aktuelle Furcht vor dem Brandstifter erst vollends verständlich. Und genauso seltsam wie das Fehlen einer Vorgeschichte wäre das Ausbleiben passender *Folgeemotionen*. Meine aktuelle Furcht legt mich fest auf ganz bestimmte weitere Emotionen in Abhängigkeit der jeweiligen situativen Umstände: etwa auf Zorn darüber, dass die Polizei nicht genügend gegen den Brandstifter unternimmt; auf Ärger darüber, seinerzeit kein Geld für eine ordentliche Brandschutzanlage investiert zu haben; auf Hoffnung, dass mein Haus verschont bleiben möge etc. Schließlich auf Freude und Erleichterung, wenn mir von der Ergreifung des Täters berichtet wird. Eine Furcht vor einer Gefahr,

auf die nicht Erleichterung oder Freude nach Abwendung der Gefahr folgte, erschien nicht nur hochgradig seltsam – wir wären uns gar nicht mehr sicher, ob es sich zuvor tatsächlich um Furcht gehandelt hat. Insofern geht mit jeder Emotion das *normative Erfordernis* einher, auch nachfolgend der Bedeutsamkeit des Fokus gemäß evaluative Einstellungen zu manifestieren.

In diesem Sinne müssen Gefühle im Rahmen eines *rationalen Holismus der Wertschätzung* verstanden werden. Zwischen Gefühlen bestehen rationale Beziehungen, deren Fehlen unser Gefühlsleben unverständlich machen würde.<sup>8</sup> Helm spricht hier konsequent von Festlegungen (*commitments*), auch wenn es zunächst ungewöhnlich scheinen mag, in Bezug auf vermeintlich passive Zustände – Gefühle sind nach landläufiger Meinung zumeist Widerfahrnisse – davon zu reden, dass der Fühlende sich *in seinem Fühlen* darauf festlegt, in der Folge ganz bestimmte, passende weitere Gefühle zu haben. Auch hier wird deutlich, dass gefühlte Bewertungen den üblichen Gegensatz von aktiven, der Verantwortung der Person unterliegenden Vollzügen (Handlungen, Urteile etc.) und passiven Widerfahrnissen (z. B. Empfindungen im klassischen Verständnis) unterlaufen. Emotionen sind weder ganz passiv und unwillkürlich noch unterliegen sie vollständig der aktiven Verfügung der Person.<sup>9</sup> Helm legt die Rationalität von Personen damit breiter an als es normalerweise geschieht, indem er selbst den vormalig als unverfügbar geltenden Bereich der Affekte und Empfindungen in ein Netzwerk rationaler Beziehungen einbindet und partiell der Verantwortung rationaler Akteure unterstellt.<sup>10</sup>

Nun ist deutlicher zu erkennen, wie das Zusammenspiel der Gegensätze von Bedeutsamkeits*detektion* und Bedeutsamkeits*konstitution* gedacht werden muss, und inwiefern einzelne Emotionen als ein Erfassen von situativer Bedeutsamkeit verstanden werden können, als *Rezeptivität* für Bedeutsamkeit: in den einzelnen Gefühlen wird uns gewahr, dass etwas für uns Bedeutsames (der Fokus) akut oder potenziell auf relevante Weise (formales Objekt) von etwas Bestimmtem (Gegenstand) positiv oder negativ tangiert wird. Insofern haben Emotionen zwei

Korrektheitsstandards: Sie handeln erstens von einem Sachverhalt in der Welt, können diesen korrekt oder inkorrekt erfassen. Neben diesem *fundamentum in re* haben sie zudem ein *fundamentum in persona*.<sup>11</sup> In einer Emotion manifestiert sich im Normalfall ein Anliegen der Person, so dass auch hier die Möglichkeit des Irrtums besteht: Meine Emotion kann mir etwas als bedeutsam erscheinen lassen, das gar nicht wirklich bedeutsam ist, weil es nicht im Fokus eines stabilen Gefühlsmodells steht. In diesem Fall ist nicht die Beschaffenheit der Welt, sondern ein umfassendes, rationales Muster systematisch verbundener gefühlter Bewertungen mit demselben Fokus der relevanten normativen Standard.

Einzelne Emotionen werden also mittels ihres Bezugs auf Bedeutsamkeit individualisiert, zugleich aber wird Bedeutsamkeit als das Resultat einer primär auf Emotionen basierenden Konstitutionsleistung verstanden, als der Fokus stabiler Gefühlsmodeller.<sup>12</sup> Nicht zufällig handelt es sich um eine offen zirkuläre Explikation nach Art des hermeneutischen Zirkels: „In this way, our evaluative attitudes and import emerge together as a part of a conceptual package, neither of which is prior to the other“ (Helm 2001, 59). Gefühle und Bedeutsamkeit sind gleichursprünglich. Böseartig zirkulär wäre dieses Vorgehen nur dann, wenn es eine alternative Explikationsressource gäbe, derer wir uns ohne Überschreitung der Grenzen des Sinns bedienen könnten. Weil wir die Praxis unseres Bewertens, in die wir zu jeder Zeit verstrickt sind, niemals vollständig einklammern und *als Ganze* von außen betrachten können, gibt es für endliche, perspektivgebundene Wesen wie uns keine andere Möglichkeit, als die Quelle des Wertes im Bereich unserer faktischen Wertungen zu verorten.<sup>13</sup>

Was entscheidet aber über die Angemessenheit der Gefühlsmodeller selbst? Was ist mit einem Phobiker, der sich vor harmlosen Dingen fürchtet – macht er diese dadurch bereits zu etwas (objektiv) Gefährlichem? Ohne weitere Qualifikation liefe Helms Ansatz Gefahr, in einen extremen Subjektivismus zu münden. Doch eine solche Gefahr besteht nicht, denn individuelle Gefühlsmodeller sind jederzeit eingelassen in übergeordnete intersubjektive

Muster. Die evaluative Perspektive einer Person, ihre Gefühlsmuster in Kombination mit ihren Werturteilen, stabilen Einstellungen und begrifflichen Festlegungen, ist von vornherein eine individuelle Variation übergreifender *kommunaler* Muster. Zugleich unterliegt die Zuschreibung von Werteigenschaften grundsätzlich der Kritik und Sanktionierung von Seiten einer *evaluativen Gemeinschaft* – auch und gerade unser Fühlen findet stets im Kontext einer intersubjektiv geteilten evaluativen Praxis statt, ist also Gegenstand von Kritik und Sanktionierung. Eine zentrale Rolle in diesem kollektiven Konstitutionsgeschehen spielt ein geteiltes Schema evaluativer Begriffe – Begriffe wie abscheulich, verwerflich, empörend, verletzend, ehrenvoll, tugendhaft etc. Evaluative Begriffe, die natürlich wie alle Begriffe auf der Existenz einer sie jeweils prägenden und verwendenden Sprachgemeinschaft basieren, überschreiten bereits *ab initio* die subjektiven affektiven Einstellungen einzelner Personen. Folglich muss das emotionale Konstitutionsgeschehen bezüglich Bedeutsamkeit von Anfang an als eine intersubjektive Angelegenheit verstanden werden. Man kann so weit gehen zu sagen, dass es zunächst streng genommen überhaupt keine *individuelle* affektive Intentionalität gibt. Sobald sich aus individuellen Gefühlsregungen – etwa beim Säugling – ein nachvollziehbarer Weltbezug herauskristallisiert, stehen die evaluative Gemeinschaft und ihre kommunal geteilten Schemata der Wertschätzung bereits Pate. Eher erklärungsbedürftig ist dagegen die später einsetzende Ausprägung von erkennbar individuellen Mustern des affektiven Evaluierens.<sup>14</sup>

Rationale Muster, Festlegung auf passende Folgeemotionen und dergleichen – löst Helm das Emotionale damit in ein blutleeres Netzwerk rationaler Beziehungen auf? Nein, denn an dieser Stelle kommt zum Tragen, dass Helm Emotionen als *gefühlte* Bewertungen versteht: Gefühle sind *intentionale Empfindungen* – Empfindungen mit Bezug auf die jeweils bewertete Begebenheit (Gegenstand und formales Objekt). Gefühlte Bewertungen sind intrinsisch angenehme oder unangenehme Empfindungen – *pleasures and pains* – mit Weltbezug, derart, dass die jeweilige Empfin-

dung selbst eine Bewertung ihres intentionalen Gegenstands als gut oder schlecht ist (vgl. Helm 2002). Wenn ich mich etwa vor einem Brandstifter fürchte, dann vollzieht sich meine Furcht konkret in Form eines *schmerzhaften* Gewahrens der Gefahr, die ein mutwillig gelegtes Feuer für mein Hab und Gut darstellt. In Helms Worten: „To be afraid *is* to be pained by danger (and not by one’s stomach)” (Helm 2002, 16). Die schmerzhaft empfundene Gefahr ist also nicht bloß eine Begleiterscheinung, wie es z. B. ein flaes Gefühl in der Magengegend wäre, das gemeinsam mit dem intentionalen Bezug auf die Gefahr auftritt. Die schmerzhaft empfundene Gefahr *ist* meine Furcht: als eine gefühlte Bewertung des Brandstifters als Gefahr für meinen geschätzten Besitz.

*Pleasures* und *pains* sind also zentrale Bausteine der rationalitätsbasierten Konzeption von Personalität.<sup>15</sup> Angenehme und unangenehme Empfindungen bilden die Schnittstelle zwischen den rationalen Beziehungen, die den Weltbezug und das gesamte Verhalten und Befinden einer Person strukturieren, und dem phänomenal-qualitativen Erleben der Person. Das, was sonst meist als begrifflich unterschieden und real getrennt verstanden wird, fällt damit in eins: das Intentionale und das Phänomenale bzw. das Rationale und das Qualitative. Helms Konzeption kann somit als eine formale Phänomenologie des menschlichen Wertschätzens betrachtet werden. Allerdings liegt die Betonung dabei tatsächlich auf „formal“, denn viele der spezifischen Merkmale der menschlichen Evaluationen, ihre konkreten Manifestationen in den unterschiedlichen Gefühlszuständen, bleiben in diesem Ansatz ausgeblendet.

Über die Explikation rationaler Beziehungen zwischen Momenten des Wertschätzens hinaus wollen wir jedoch mehr wissen über die *faktischen Vollzugsformen* der affektiven Intentionalität – darüber, welche unterschiedlichen Gefühlsarten und Erscheinungsweisen der affektiven Intentionalität es gibt, und wie diese mit sonstigen personalen Vollzügen und Vermögen verzahnt sind. Wir sollten von einer adäquaten philosophischen Theorie der Emotionen auch verlangen, dass sie uns Auskünfte gibt über die „wilde Realität“ des menschlichen Fühlens, die den normativen Anforderungen selbst einer

behutsam entwickelten und individualisierbaren Form von emotionaler Rationalität oft zuwiderläuft. Wie lässt sich auch dort noch ein systematisches Verständnis der Gefühle erreichen, wo nicht ohne weiteres ersichtlich ist, dass es strukturiert und rational zugeht? Ohne eine Handhabe für diese Situationen droht einem gefühlstheoretischen Ansatz die Gefahr einer übermäßigen Idealisierung und somit der Verlust deskriptiver Angemessenheit. Verlangt sind Beschreibungen der konkreten Startbedingungen des affektiv-evaluativen Geschehens, denn andernfalls verliert sich ein rationalitätsbasierter Ansatz leicht in den Höhen der Abstraktion.

### Existenzielle Gefühle

Die geforderte phänomenologische Anreicherung der rationalitätsorientierten Perspektive kann die Konzeption der „existentiellen Gefühle“ von Matthew Ratcliffe liefern. Existentielle Gefühle sind affektive Grundstrukturen jeglicher Erfahrung, also maximal umfassende Hintergrundgefühle, ja mehr noch: „ways of finding oneself in the world“ (Ratcliffe 2005, 45); ein „background sense of belonging to the world“ (Ratcliffe 2008, 39). Gefühle dieser Art betreffen die Rahmungen jeglicher Beziehung einer Person zur Welt insgesamt und sind damit allen spezifischen Bezugnahmen auf innerweltliche Gegenstände oder Begebenheiten vorgeordnet. Existentielle Gefühle konstituieren einen Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn – sie sind das, was überhaupt erst einen Zugang zur und Zugriff auf die Welt eröffnet, der umfassende Hintergrund von Orientiertheit in der Welt. Existentielle Gefühle sind also einerseits ständig präsente Hintergrundstrukturen der Erfahrung – grundlegende Lebens- oder Vitalitätsgefühle, die einen basalen Wirklichkeitssinn konstituieren, und dabei zugleich Gefühle, die auf verschiedene Weise die eigenen Fähigkeiten und Kapazitäten, aber auch Anfälligkeiten und Gefährdungspotentiale reflektieren. Zudem zählt Ratcliffe auch ganz spezifische Extremformen gewöhnlicher Emotionen zu den existenziellen Gefühlen: beispielsweise eine Trauer, die so tief wird, dass das In-der-Welt-Sein der

fühlenden Person temporär das Gepräge eines unwiederbringlichen Verlustes erhält; eine Freude, die sich zu einem entgrenzten Gefühl des Getragen- oder Befördertseins von der Umgebung steigert oder eine Enttäuschung, die in eine derart schrankenlose Hoffnungslosigkeit mündet, dass alltägliche, auf konkrete Ereignisse bezogene Hoffnungen oder Erwartungen gar nicht mehr ausgeprägt werden können, weil allem Hoffen die existenzielle Grundlage entzogen ist.

Ratcliffe entwickelt seinen Ansatz unter Rekurs auf Heideggers Thematisierung der Stimmungen in *Sein und Zeit* (Heidegger 1927, § 29-30). Für Heidegger konstituieren die unter dem Stichwort „Befindlichkeit“ behandelten Stimmungen die „Weltoffenheit des Daseins“ – die Art und Weise, in der eine Person zu jeder Zeit von den Dingen und Begebenheiten ihrer Umwelt „angegangen“ wird. Eine grundlegende affektive Dimension prägt demnach sämtliche Weltbezüge einer Person, so dass sich konkret gerichtete Emotionen erst auf der Basis von umfassenden Hintergrundgefühlen als deren situative Ausgestaltungen entwickeln. Aber nicht nur Emotionen gedeihen auf dem Humus basaler Befindlichkeiten – auch andere intentionale Vollzüge, Haltungen, Motivationen und Handlungsbereitschaften entwachsen einem affektiven Hintergrund und werden von diesem geprägt und gelenkt. In Ratcliffes Ansatz taucht ein zentraler Gedanke aus Heideggers *Sein und Zeit* in modifizierter Form wieder auf: das *Ontologisch-Sein* der menschlichen Existenz – dass die „Seinsart“ des Menschen dadurch ausgezeichnet ist, dass in ihr ein Wirklichkeitssinn liegt, der auf einem fundamentalen Möglichkeitssinn basiert. Das von Heidegger unter dem Titel „Seinsverständnis“ abgehandelte Phänomen, das die Existenziale *Befindlichkeit*, *Verstehen* und *Rede* umfasst, wird also von Ratcliffe aufgenommen, allerdings fast ausschließlich mit Bezug auf die Rolle der Gefühle, deutlich weniger mit Blick auf das aktiv-entwerfende Verstehen, das bei Heidegger eine zentrale Rolle spielt.

Ratcliffe (2005) identifiziert insbesondere zwei Hauptmerkmale, durch welche sich existenzielle Gefühle von anderen affektiven Phänomenen unterscheiden lassen: „[These

feelings] form a recognisable group in virtue of two shared characteristics. First of all, they are not directed at specific objects or situations but are background orientations through which experience as a whole is structured. Second, they are all *feelings*, in the sense that they are bodily states which influence one's awareness. As they constitute the basic structure of 'being there', a 'hold on things' that functions as a presupposed context for all intellectual and practical activity, I refer to them as 'existential feelings.'" (ebd., 46)

Was genau bedeutet es, dass diese Hintergrundgefühle die „basic structure of 'being there'“ konstituieren? Existenzielle Gefühle bilden eine affektive Grundstruktur, die es überhaupt erst ermöglicht, dass wir etwas als ‚real‘, als ‚wirklich da‘ erfahren können (vgl. Ratcliffe 2008, Kap. 2; 2009). Nicht zu trennen davon ist der Umstand, dass die fühlende Person einen basalen Sinn für *Möglichkeiten* besitzt: Sowohl die Möglichkeiten, welche Dinge und Personen in der Welt dem Fühlenden bieten, als auch – eng damit verschränkt – die eigenen Handlungsmöglichkeiten sind Konstituenten des Wirklichkeitssinns (vgl. Ratcliffe 2008, Kap. 2 und 4). Beides wird insbesondere bei psychischen Erkrankungen deutlich, die zu den sogenannten Affektstörungen zählen. Verändert sich der ansonsten unauffällige affektive Hintergrund, kann die Welt leicht den Charakter der Irrealität, der Fremdheit oder der Unerreichbarkeit annehmen, während sich zugleich der eigene praktische Weltzugriff verändert oder sogar gänzlich abhanden kommt. Dies ist etwa in der Depression, bei Schizophrenie, aber auch im Bereich monothematischer Wahnvorstellungen (Capgras- oder Cotard-Delusion, Verfolgungswahn etc.) der Fall. In der Erfahrung der Depression kann die Welt als bar jeglichen Sinnes und somit als gleichsam „möglichkeits-frei“ erfahren werden – jegliche Aktivität oder Initiative erlahmt oder ist dem Depressiven sogar geradezu unvorstellbar; es resultiert ein „sense of unreality“, der den Weltbezug der depressiven Person insgesamt charakterisiert (Ratcliffe 2009; vgl. Slaby & Stephan 2012).

Ratcliffe betont verschiedentlich die Handlungsnähe der existentiellen Gefühle. In der

alltäglichen Lebenserfahrung erscheint uns die Welt als ein Raum von Möglichkeiten, als eine Arena möglicher Aktivitäten und relevanter Geschehnisse – und nicht als eine Ansammlung bloßer Gegenstände. Genauer müsste man sagen, dass uns die Welt nicht bloß irgendwie erscheint, sondern dass *wir uns in ihr bewegen* in der Art des Habens und Nicht-Habens von Möglichkeiten, in der Art eines Erwartens, Bewältigens oder Nicht-Bewältigens von bestimmten Geschehnissen und eines Verrichtens von Tätigkeiten in und mit (Teilen) der Welt. Der Weltbezug erfolgt in der Dimension des Bewegtseins-von-etwas und Etwas-in-Bewegung-Setzens – also im Rahmen der Aktivität und im Disponiertsein zu Aktivitäten, und nicht in Form eines passiven Vorstellens oder bloßen Betrachtens von Dingen in der Welt.

Existenzielle Gefühle sind weder bloße subjektive Befindlichkeiten – bloße „Selbstgefühle“ (vgl. Frank 2002) – noch primär auf Begebenheiten in der Welt bezogene, intentionale Gefühle (wie die gewöhnlichen Emotionen) noch überhaupt nur eine Ebene bloßer Erfahrung im Unterschied vom Handlungsvermögen, sondern eine diesen verschiedenen Bezüglichkeiten nochmals vorgelagerte Ebene, in welcher Erfahrung und Verhalten sowie Erfahrungen von Selbst und Welt noch ungeschieden sind. Aus diesem Grund sind die Veränderungen des Erlebens und Existierens in Affektstörungen wie Schizophrenie und Depression so radikal und tiefgreifend und daher von Außenstehenden nur schwer oder gar nicht nachzuempfinden – was natürlich auch die empirische Erforschung dieser Konditionen ungemein erschwert, weil die Voraussetzung einer zwischen Forscher und Betroffenen geteilten Erfahrungswelt nicht mehr erfüllt ist. Der psychisch Kranke hat im Vergleich zum Gesunden nicht lediglich „veränderte Gefühlszustände“, sondern er ist aufgrund seiner pathologisch veränderten Befindlichkeit unweigerlich in einer anderen Wirklichkeit verortet (vgl. Ratcliffe 2008, Kap. 5, 6 u. 7; 2009). Die Gesamtheit seiner Weltbezüge und Weltzugriffe sind von Grund auf verändert – nicht weniger als sein *Sein*, seine personale *Existenz* ist modifiziert. Auch hier ist ganz deutlich eine Grenze des empirisch



Objektivierbaren erreicht. Phänomenologische Deskriptionen müssen daher der Erforschung der materiellen Grundlagen derartiger Erkrankungen vorangehen.

Existenzielle Gefühle markieren eine Schnittstelle zwischen Welt und Selbst, welche die in der westlichen Denkwelt eingeschlossene Subjekt/Objekt-Trennung unterläuft. Die existenziellen Gefühle lassen sich weder zur Gänze der Person zurechnen noch einzig der mit ihrer Hilfe erfahrenen Welt. Person und Welt sind so innig verklammert, dass jegliche Grenzziehung zwischen beiden willkürlich erscheint. Im Lichte der existenziellen Gefühle erweist sich die Welt als immer schon affektiv erschlossen, als gefühlsmäßig-atmosphärisch „eingefärbt“, während andererseits von einem Subjekt oder „Selbst“ unabhängig von den affektiven Weltbezügen nicht sinnvoll geredet werden kann (vgl. Slaby & Stephan 2008). Subjektivität im Vollsinne des Wortes ist also an die Bedingung eines von existenziellen Gefühlen eröffneten affektiv-evaluativen Weltbezugs gebunden. Wenn Ratcliffe, der hier einen zentralen Gedanken Heideggers variiert, damit Recht hat, dann liegen existenzielle Gefühle der begrifflichen, auf Reflexion beruhenden Trennung von Selbst und Welt, von Subjekt und Objekt ontologisch voraus. Daher lassen sie sich auch nicht angemessen in einem Begriffsrahmen abhandeln, der diese Unterscheidungen einfach unproblematisiert voraussetzt.

Es zeigt sich, dass Ratcliffe nicht lediglich eine oberflächliche phänomenologische Ergänzung eines begrifflich grundlegenden rationalitätsbasierten Ansatzes liefert, sondern dass er diejenige Seinsdimension beschreibt, die es überhaupt erst ermöglicht, dass wir sinnvoll von einer evaluativen Perspektive einer Person auf die Welt sprechen können. Es geht um Überlegungen, die auf die Bedingungen der Möglichkeit des personalen Weltbezugs bzw. der personalen Existenz insgesamt abzielen. Affektivität ist eine Dimension, die sich nicht wegdenken lässt, ohne dass Personalität dadurch bis zur Unkenntlichkeit verzerrt würde. Sie ist daher als Rahmen *jeglicher* Thematisierung anzusetzen.

## Existenzielle Gefühle und emotionale Rationalität

Helm und Ratcliffe bewegen sich also durchaus auf der gleichen Ebene – aus beiden Ansätzen lässt sich eine Lesart der These ableiten, dass Bedeutsamkeit in einer grundlegenden affektiven Dimension fundiert ist. Manche Formulierungen von Helms Holismus scheinen diese affektive Fundierungsthese freilich explizit auszuschließen, wenn er Bedeutsamkeit einerseits unter Rekurs auf gefühlte Evaluationen (*pleasure* und *pain*) definiert, umgekehrt aber seine *felt evaluations* ebenso unter Rekurs auf Bedeutsamkeit bestimmt. Das scheint zirkulär zu sein und somit eher auf eine Gleichursprünglichkeitsthese als auf ein Fundierungsverhältnis zu verweisen. Entscheidend ist jedoch, dass Helm überhaupt diese Erfahrungsdimension ansetzt, in der sowohl gefühlte Bewertungen als auch Bedeutsamkeit in den Blick kommen, und dass er diese Dimension als ganze nicht wiederum in etwas anderem fundieren will. Damit ist der Sache nach *Affektivität als irreduzible Grunddimension des Personalen* verankert – als das, was es überhaupt erst ermöglicht, dass es *subjects of significance* und somit Wesen unserer Art gibt (vgl. Slaby 2008, Kap. 6).

Der Unterschied zwischen den beiden Ansätzen liegt in Folgendem: Während Helm die affektive Grunddimension nicht näher beschreibt, sondern lediglich auf ihre formalen Bausteine – kaum näher spezifizierte *felt evaluations* – verweist, eröffnet Ratcliffe mit seiner Thematisierung von *existential feelings* eine Diskussion um die Natur der affektiv-evaluativen Grunddimension selbst. Zentral ist dabei seine These, dass es sich hier um eine Schicht von Hintergrundgefühlen handelt, durch die überhaupt erst so etwas wie ein Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn konstituiert wird. Ratcliffe macht damit einen Strukturzusammenhang von Affektivität, Weltbezug, Bedeutsamkeit, Handlungsvermögen und Leiblichkeit explizit. Die wichtigste Differenz zu Helms Beschreibung ist die Verschränkung des Affektiven mit dem Sinn dafür, dass es überhaupt eine Welt gibt und dass wir auf jeweils bestimmte Weise in der Welt verortet sind, bestimmte Möglichkeiten haben, bestimmten möglichen

Geschehnissen ausgesetzt sind. Für Helm – wie für viele andere Autor\_innen in der Debatte um die menschlichen Gefühle – steht diese ontologische Dimension nicht im Blick. Die Gefühle werden losgelöst von ihrer ontologischen Funktion verstanden – als affektive Bewertungsmechanismen, aber kaum je als etwas, das bereits auf der Ebene der *Ermöglichung* des personalen Bezugs zur Welt verortet ist. Wenn Helm ankündigt, dass seine Gefühlstheorie die grundbegriffliche Trennung von Kognition und Konation überwinden kann, so ist zu konstatieren, dass dieser Anspruch erst im Rahmen einer Konzeption wie der von Ratcliffe nachhaltig eingelöst wird. Schon auf der Ebene des bloßen *Seinsverständnisses* – des Wirklichkeits- und Möglichkeitssinns – gilt, dass nicht zwischen einem neutralen Konstatieren und einem affektiven Bewerten unterschieden werden kann. Sämtliche Seinssetzungen sind von Hause aus evaluativ – die Welt kommt uns *immer schon* als vertraut oder unvertraut, als harmlos oder bedrohlich, unseren Bestrebungen förderlich oder hinderlich, uns ästhetisch ansprechend oder abstoßend etc. in den Blick. Bereits der grundlegende Wirklichkeitssinn ist durch und durch evaluativ und zudem nicht ablösbar von der eigenen Handlungsperspektive, also den eigenen Initiativen, Haltungen und Handlungsbereitschaften. Helm ist es bislang nicht gelungen, diese Amalgamierung kognitiv-konstatierender und affektiv-evaluativer Elemente sowie praktischer Vollzüge im menschlichen Weltbezug zufriedenstellend zu beschreiben.

Eine Person muss überhaupt erst grundlegend affektiv orientiert sein, über einen Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn verfügen, ehe für sie konkrete innerweltliche Begebenheiten bedeutsam sein können. Während Helms Beschreibungen rationaler Gefühlsmuster treffend die formale Struktur des Wertschätzens einer Person explizieren, entwickelt Ratcliffe diejenige Dimension, in welcher sich überhaupt erst entscheidet, dass es für eine Person immer schon erfahrbare Bedeutsamkeit gibt. Worin gründen die rationalen Strukturen des menschlichen Gefühlslebens? Warum hat eine bestimmte Person *diese* und nicht etwa *ganz andere* Bedeutsamkeitsfokusse? Auf sehr drastische Weise demonstriert die Erfahrung schwerer

Depression diese Zusammenhänge, weil sie ex negativo verdeutlicht, welche grundlegende Rolle der welt-konstituierende und die eigenen Initiativen ermöglichende affektive Hintergrund in der menschlichen Erfahrung spielt.

Die existentielle Orientierung einer Person, der stabile affektive Hintergrund ihrer Haltungen, Überzeugungen und Handlungen, ist das erfahrungsmäßige Rohmaterial und damit die Bedingung der evaluativen Rationalität – der Hintergrund, auf dem rationale Muster gedeihen, aber auch das, was die Rationalität bisweilen daran hindert, zur Entfaltung zu kommen. Personen bringen in Form ihres auf existentiellen Gefühlen basierenden Wirklichkeits- und Möglichkeitssinns eine affektive existentielle Orientierung immer schon mit, und diese setzt dem Spektrum des von ihnen für real, für wertvoll und plausibel Gehaltenen Grenzen. Die evaluative Rationalität erweist sich im Vergleich dazu als das, was sie ja auch dem Anspruch dieser Konzeption nach ist: eine Abstraktion – ein normatives Schema, das wir anlegen, um Personen als rationale Akteure zu verstehen und sie zum Teil entgegen ihren realen Neigungen an die normativen Erfordernisse zu erinnern, auf die sie sich durch ihr bisheriges Verhalten und Fühlen festgelegt haben. Die Realität des menschlichen Fühlens und Wertschätzens sieht jedoch häufig anders aus.

Ratcliffes Beschreibungen existentieller Gefühle eröffnen uns Möglichkeiten des Umgangs mit diesen weitgehend unverfügbaren Ausgangsbedingungen der personalen Existenz. Es erhellen sich die bisweilen daraus hervorgehenden Irrationalitäten und idiosynkratischen Seltsamkeiten, und es erwächst zumindest ein Ansatz für eine Handhabung von größeren Ausfällen und Pathologien, bei denen ja nicht selten die Dimension der wirklichkeitskonstituierenden Hintergrundgefühle gestört oder verändert ist. Ein phänomenologischer Ansatz kann helfen, auch dort noch ein philosophisches Verständnis zu erlangen, wo eine rationalitätsorientierte Theorie an ihre Grenzen stößt. Ohne die normative Perspektive eines rationalitätsorientierten Ansatzes aufzugeben, erlaubt es der phänomenologische Ansatz, angemessene Anfangsbedingungen des menschlichen Wertschätzens in den Blick zu bringen, die zudem

verständlich machen, warum Personen die Distanzierung von unangemessenen affektiven Orientierungen oft so schwer fällt.

Wir benötigen beides, wenn wir den evaluativen Weltbezug von Personen verstehen wollen: Eine verallgemeinernde Explikation rationaler Strukturen *und* ihre Erdung in der oftmals unruhigen Realität des Fühlens und des Lebensvollzugs insgesamt. Die Betonung muss gleichermaßen auf beiden Elementen liegen: einerseits auf dem personalen *Leben* in seiner Eigendynamik und Eigenbewegtheit, für die der Erfahrungshintergrund der existentiellen Gefühle eine zentrale Rolle spielt, sowie andererseits auf der (material angereicherten) *Rationalität* als dem ebenso realen wie prekären normativen Ideal, das unsere Lebensform als Personen auszeichnet.

### Von der Emotion zum Affekt

Die Philosophie der Emotionen operiert weitgehend in einem subjektzentrierten Rahmen oder wähnt sich zumindest einem solchen verbunden. Emotionen werden als Vorgänge verstanden, die in menschlichen Individuen verankert sind, auch wenn über die genaue „Verortung“ sowie über die Vollzugsformen affektiver Episoden unterschiedliche Auffassungen bestehen. Die explizierbaren Merkmale des Emotionalen sollen jeweils in der Reichweite der subjektiven Erfahrungsperspektive einer Person liegen. Nun wird dieser subjektivistische Rahmen bereits von Heidegger auf charakteristische Weise zum In-der-Welt-sein erweitert, und mit der Kategorie der Befindlichkeit (bzw. der existenziellen Gefühle) ist das Affektive zu einer Grunddimension der nun nicht länger objektivistisch verstandenen Welt selbst avanciert. Affektivität ist der Hintergrund jeglicher Thematisierung – sie ist also immer schon „da“, wenn Seiendes überhaupt manifest wird. Zwar setzt auch Heideggers Existenzialontologie das Dasein als den unhintergehbaren Bezugsrahmen der Ontologie an, jedoch ist damit nun nicht länger eine der Welt dichotomisch kontrastierte subjektiv-private „Innenwelt“ gemeint.<sup>16</sup>

Diese Tendenz gilt es zu stärken. In Zeiten

einer alles dominierenden Psychologie und einer weitgehend mentalistisch orientierten Neurowissenschaft strebt die phänomenologische Philosophie der Emotionen eine dem Mentalismus und Subjektivismus konträre Perspektive an – zentriert um die Einsicht, dass sich das Affektive nicht bündig verorten lässt und daher mit gleichem Recht „in der Welt“ wie „am Orte der Person“ gesucht werden muss. Freilich operiert auch die Philosophie der Emotionen vielfach noch in einem personalistischen, anthropozentrischen Rahmen. Das zeigt nicht zuletzt die Sprachlosigkeit zwischen der Philosophie der Emotionen und der kulturtheoretischen *affect theory*. Die aus der Spinoza/Bergson/Deleuze-Linie hervorgehende posthumanistische *affect theory* wird von Vertretern der Emotionsphilosophie so gut wie gar nicht rezipiert (vgl. Gregg & Seigworth 2010). Ähnlich rezeptionsunwillig zeigt sich, mit wenigen Ausnahmen, die soziologische Emotionsforschung (vgl. Seyfert 2012). Affekt – nun verstanden als nicht-intentionale, nicht-verortete Intensität und dynamische Potentialität – ist einer auf rational rekonstruierbare Gehalte ausgerichteten Philosophie Anathema, und die Soziologie tut sich ebenfalls schwer, Dynamiken jenseits ihrer favorisierten Ebenen (*menschliche* Individuen und Kollektive) als ontologisch vollwertige Faktoren zu akzeptieren. Wenn Brian Massumi (2002) die Autonomie des Affekts postuliert – womit tendenziell nicht nur eine Autonomie der Affekte vom individuellen Bewusstsein, sondern auch vom Menschen insgesamt gemeint ist – sträuben sich bei vielen Philosophen die Nackenhaare. Doch jenseits der (ihrerseits affektintensiven) Differenzen in Jargon und Präsentationsstil gibt es eine gemeinsame Richtung: Sowohl die Vertreter der *affect theory* als auch die progressiveren Vertreter von philosophischen und soziologischen Ansätzen streben eine ontologische Perspektiverweiterung an, die das Affektive aus der Position eines ephemeren Moments heraushebt und zu einer fundamentalen Triebkraft der erfahrbaren Wirklichkeit macht. Ob das in der hermeneutisch abgesicherten Begrifflichkeit von Befindlichkeit, Bedeutsamkeit, *mattering* etc. formuliert wird oder in den prozessphilosophischen Begriffen

der Deleuzianer („Werden“, Dynamik, Kraft, Virtualität etc.), ist dabei wenn auch nicht ganz nebensächlich, so doch zugunsten der gemeinsamen Orientierung vernachlässigbar.

Anleihen bei der *affect theory* sind vor allem deshalb ratsam, weil der offenere und dynamischere Begriff des Affekts die Feststellungstendenzen der herkömmlichen Emotionsforschung zu unterlaufen vermag. Die Rede von klar umrissenen, abschließend individuierten emotionalen Zuständen sowie von Gefühlsmustern und existentiellen Orientierungen kann den Eindruck erwecken, als bildeten die Gefühle eine immer schon irgendwie festliegende Realität. Das Rechnen mit einer Affektivität, die sich Festlegungen, Individuierungen und Semantisierungen tendenziell entzieht, kann die analytische Perspektive offenhalten für das Neue, das Unerwartete, das noch nicht in Sprache Gefasste – und vor allem für die wechselhafte Dynamik des lebendigen Fühlens, das die etablierten Zugriffsbereiche des Individuums, der Kollektive und vielleicht gar der bisher bekannten menschlichen Wirklichkeit überschreiten kann. Umgekehrt kann die Philosophie der Emotionen die Lehre vom Affekt vor der Absorption in einen psychologistischen und neurozentrischen Diskurs bewahren, der die öffnenden Potenziale des Affektiven sogleich wieder in den sicheren Umkreis wissenschaftlicher Verfügung und etablierter Definitionshoheiten zu bringen vermeint. Leider – und ironischerweise – teilen viele Vertreter der *affect theory* einen unkritischen Glauben an die epistemische Überlegenheit experimentalwissenschaftlicher Ansätze (erhellend dazu: Papoulias & Callard 2010) – und das, obwohl das Unvermögen, ihre Untersuchungsgegenstände auch nur einigermaßen lebensweltadäquat zu bestimmen, in weiten Teilen der naturwissenschaftlichen Emotionsforschung mit den Händen zu greifen ist. Die geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Emotionsforschung sollte angesichts dieser Tendenzen um einiges selbstbewusster zu Werke gehen. Mehr Wirklichkeit ist anderswo nicht zu haben – viel eher noch ist das Gegenteil der Fall.

## Anmerkungen

- 1 Eine ausführlichere englische Fassung der Hauptteile dieses Textes ist unter dem Titel „Emotional Rationality and Feelings of Being“ in Fingerhut & Marienberg (2012), S. 55-77 erschienen.
- 2 Die zeitgleich beschlossene Neu-Förderung des Exzellenzclusters „Bild, Wissen, Gestaltung“ an der Humboldt Universität mag als Indiz einer Ablösung des Emotional Turn durch den *design turn* verstanden werden.
- 3 Dass inzwischen die kulturwissenschaftlichen Turns als solche zu einem Forschungsthema geworden sind, überrascht angesichts dessen nicht mehr wirklich (vgl. Bachmann-Medick 2006) – zu befürchten ist wohl gar, dass demnächst gleich der *Turn zum Turn* ausgerufen wird.
- 4 Eine ausführliche Applikation von Heideggers fundamentalontologischem Ansatz auf das Projekt einer philosophischen Fundierung der Naturwissenschaften kann hier natürlich nicht geleistet werden. Ein lehrreicher Versuch dieser Art stammt von Joseph Rouse (2002).
- 5 Natürlich ist die diskursive Lage um einiges komplexer als ich es hier skizzieren kann – ausführliche Überlegungen zu dieser Grundkontroverse habe ich in Slaby (2008) angestellt.
- 6 Helm verweist in diesem Zusammenhang wiederholt auf Donald Davidsons Postulat, dass Rationalität das „konstitutive Ideal des Mentalen“ sei (vgl. Davidson 1970, Helm 2001, 2).
- 7 Helm nennt dies die *cognitive-conative divide* (2001, 4 ff.). Diese grundlegende Trennung anzunehmen, führe zu unlösbaren Schwierigkeiten wie etwa dem Problem der moralischen Motivation (vgl. Smith 1994).
- 8 Was nicht heißt, dass nicht gelegentlich solche „Ausreißer“ vorkommen. Aber diese werden dann eben entweder als erratische Regungen bzw. intentionale Irrläufer oder – das ist wahrscheinlicher – als dringend erklärungsbedürftig betrachtet.
- 9 Insofern bietet es sich hier an, den Begriff des *commitments* mit dem Begriff des „normativen Erfordernisses“ zu erläutern, denn dieser Ausdruck ist neutral hinsichtlich der Aktivität oder Passivität der entsprechenden Vollzüge.
- 10 Selbst vor *körperlichen* Schmerzen und Lustgefühlen macht Helm nicht halt – auch sie konzipiert er so, dass sich die fühlende Person durch sie auf ganz bestimmte Folgeempfindungen, Wünsche, und Motivationen festlegt, und auch sie lassen sich für Helm einzig nach dem Schema *materiales Objekt, formales Objekt* und *Fokus* deuten (Helm 2002, vgl. auch Slaby 2007).
- 11 Ich übernehme diese Formulierung von Jean Moritz Müller (siehe Müller 2011).
- 12 Etwas lebensnäher ausgedrückt: Emotionen zu

- haben ist gleichbedeutend damit, gewisse Dinge *wertzuschätzen* – und der zeitlich und bei wechselnden situativen Umständen stabile *Vollzug* dieses Wertschätzens – Helm (2001) spricht entsprechend vom *caring* und *valuing* (vgl. ebd., 74) – ist das, was Bedeutsamkeit konstituiert.
- 13 So rekonstruiere ich den Hintergrund dieses *no-priority-views* Helms. Sein Ansatz genügt damit der von John McDowell in *Mind and World* erläuterten Anforderung, dass eine Explikation des menschlichen Weltverhältnisses keine *sideways-on*-Konzeption sein dürfe (vgl. McDowell 1994, 35f. u. 82f.).
- 14 Vgl. dazu die ausführlich geführte Auseinandersetzung mit Helms Position in Slaby (2008), insbesondere Kap. 8, wo ich u. a. auf Überlegungen von McDowell (1985) und Wiggins (1987) Bezug nehme.
- 15 Man sollte diese beiden Ausdrücke als Platzhalter für die in einem gegebenen Kontext jeweils passenden Begriffe aus dem hedonischen Spektrum verstehen: etwa Behagen/Unbehagen, Gefallen/Missfallen, Freud/Leid, etc.
- 16 Vergleichbare Ausweitungstendenzen in der Bestimmung von weltkonstitutiven Sinnstrukturen sind in Teilen der Soziologie seit langem ein zentrales Thema, so etwa in der phänomenologisch orientierten Tradition, die von Alfred Schütz etabliert wurde (vgl. etwa Berger & Luckmann 1966). An anderer Stelle habe ich unlängst die interessanten Anknüpfungsmöglichkeiten diskutiert, die insbesondere Ratcliffes Ansatz der gegenwärtigen Soziologie der Emotionen bietet (vgl. Slaby 2012).
- ## Literatur
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Garden City, New York: Doubleday.
- Boehm, Gottfried (2001): *Was ist ein Bild?* München: Fink.
- Dennett, Daniel C. (1987): *The Intentional Stance*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Deonna, Julien & Teroni, Fabrizio (2012): *The Emotions: A Philosophical Introduction*. New York: Routledge.
- Döring, Jörg & Thielmann, Tristan (Eds.) (2008): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Döring, Sabine (2007): Seeing What to Do: Affective Perception and Rational Motivation. In: *Dialectica* 61(3), 364-394.
- Fingerhut, Jörg & Marienberg, Sabine (Eds.) (2012): *Feelings of Being Alive*. Schriftenreihe Humanprojekt, Band 8. Berlin/New York: de Gruyter.
- Frank, Manfred (2002): *Selbstgefühl*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goldie, Peter (2000): *The Emotions. A Philosophical Exploration*. Oxford: Clarendon Press.
- Goldie, Peter (2002): Emotions, Feelings and Intentionality. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 1, 235-254.
- Gregg, Melissa & Seighworth, Gregory J. (Eds.) (2010): *The Affect Theory Reader*. Durham, NC: Duke University Press.
- Heidegger, Martin (1927): *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1983): *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit* (Freiburger Vorlesung im Wintersemester 1929/30). Gesamtausgabe Bd. 29/30. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Helm, Bennett (1994): The Significance of Emotions. In: *American Philosophical Quarterly* 31, 319-331.
- Helm, Bennett (2001): *Emotional reason. Deliberation, motivation, and the nature of value*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Helm, Bennett (2002): Felt Evaluations. A Theory of Pleasures and Pains. In: *American Philosophical Quarterly* 39, 13-30.
- Helm, Bennett (2009): Emotions as Evaluative Feelings. In: *Emotions Review* 1 (3), 248-255.
- James, William (1884): What is an Emotion? In: *Mind* 9, 188-205.
- Kenny, Anthony (1963): *Action, Emotion and Will*. London: Routledge.
- Massumi, Brian (2002): *Parables for the Virtual: Movement, Affect, Sensation*. Durham, NC: Duke University Press.
- McDowell, John (1985): Values and Secondary Qualities. In: Ders.: *Mind, Value, and Reality*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 131-150.
- McDowell, John (1994): *Mind and World*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Meyer, Patricia M. (Ed.) (2008): *Acoustic Turn*. München: Fink.
- Müller, Jean Moritz (2011): Emotion, Wahrnehmung und evaluative Erkenntnis. In: Slaby, Jan/Stephan, Achim/Walter, Henrik/Walter, Sven (Eds.): *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle*. Paderborn: mentis, 100-127.
- Papoulias, Constantina & Callard, Felicity (2010): Biology's Gift: Interrogating the Turn to Affect. *Body & Society* 16 (1), 29-56.
- Ratcliffe, Matthew (2005): The Feeling of Being. In: *Journal of Consciousness Studies* 12 (8-10), 43-60.
- Ratcliffe, Matthew (2008): *Feelings of Being. Phenomenology, Psychiatry, and the Sense of Reality*. Oxford: Oxford University Press.

- Ratcliffe, Matthew (2009): Understanding Existential Changes in Psychiatric Illness. The Indispensability of Phenomenology. In: Broome, Matthew/Bortolotti, Lisa (Eds.): *Psychiatry as Cognitive Neuroscience. Philosophical Perspectives*. Oxford: Oxford University Press, 223-244.
- Roberts, Robert C. (2003): *Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rouse, Joseph (2002): *How Scientific Practices Matter: Reclaiming Philosophical Naturalism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schäffner, Wolfgang (2010): The Design Turn. Eine wissenschaftliche Revolution im Geiste der Gestaltung. In: Mareis, Claudia/Joost, Gesche/Kimpel, Cora (Eds.): *Entwerfen – Wissen – Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Bielefeld: transcript, 33-46.
- Scherer, Klaus R. (2005): What are Emotions? And how can they be measured? In: *Social Science Information* 44, 695–729.
- Seyfert, Robert (2012): Beyond Personal Feelings and Collective Emotions: Toward a Theory of Social Affects. In: *Theory, Culture & Society* 29 (6), 27-46.
- Slaby, Jan (2008): *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existentialistischen Konzeption von Personalität*. Paderborn: mentis.
- Slaby, Jan (2012): Matthew Ratcliffes phänomenologische Theorie existenzieller Gefühle. In: Schnabel, A./Schützeichel, R. (Eds.): *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne*. Wiesbaden: Springer VS, 75-91.
- Slaby, Jan & Stephan, Achim (2008): Affective Intentionality and Self-Consciousness. In: *Consciousness and Cognition* 17, 506-513.
- Slaby, Jan & Stephan, Achim (2012). Depression als Handlungsstörung, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 60 (6), 2012, 919-935.
- Slaby, Jan/Stephan, Achim/Walter, Henrik/Walter, Sven (Eds.) (2011): *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle*. Paderborn: mentis.
- Smith, Michael (1994): *The Moral Problem*. Oxford: Blackwell.
- Taylor, Charles (1985): Self-Interpreting Animals. In: Ders.: *Human Agency and Language*. Philosophical Papers, Bd. 1. Cambridge: Cambridge University Press, 45-76.
- Whiting, Demian (2009): The Feeling Theory of Emotion and Object-Directed Emotions. In: *European Journal of Philosophy* 19 (2), 281-303.
- Wiggins, David (1987): A Sensible Subjectivism? In: Ders.: *Needs, Values, Truth*, Oxford: Blackwell, 185-214.
- Wirth, Uwe (Ed.) (2002). *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

# Berliner Debatte Initial 24 (2013) 3

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

© **Berliner Debatte Initial** e.V., Vorsitzender Erhard Crome, Ehrenpräsident Peter Ruben. Berliner Debatte Initial erscheint viermal jährlich.

**Redaktionsrat:** Harald Bluhm, Wladislaw Hedeler, Cathleen Kantner, Rainer Land, Udo Tietz, Andreas Willisch.

**Redaktion:** Ulrich Busch, Erhard Crome, Wolf-Dietrich Junghanns, Raj Kollmorgen, Thomas Müller, Robert Stock, Dag Tanneberg, Matthias Weinhold. Redaktionelle Mitarbeit: Jonas Frister, Johanna Wischner.

**Verantwortlicher Redakteur:** Jan Wielgohs, in Vertretung Thomas Müller. V.i.S.P. für dieses Heft: Thomas Müller.

**Copyright** für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

**E-Mail:** [redaktion@berlinerdebatte.de](mailto:redaktion@berlinerdebatte.de)  
**www.berlinerdebatte.de**

**Berliner Debatte Initial** erscheint bei WeltTrends, c/o Universität Potsdam, August-Bebel-Straße 89, D-14482 Potsdam, Tel. +49/331/977 45 40, Fax +49/331/977 46 96  
**www.welttrends.de**

**Preise:** Einzelheft: 15 €  
Jahresabonnement: 40 €, Institutionen 45 €, Studenten, Rentner und Arbeitslose 25 €. Ermäßigte Abos bitte nur direkt bei *Berliner Debatte Initial* bestellen. Nachweis (Kopie) beilegen. Das Abonnement gilt jeweils für ein Jahr und verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

**Bestellungen:** Einzelhefte im Buchhandel; Einzelhefte (gedruckt oder als PDF) und einzelne Artikel (als PDF) im Webshop: [www.berlinerdebatte.de](http://www.berlinerdebatte.de) oder per E-Mail: [bestellung@berlinerdebatte.de](mailto:bestellung@berlinerdebatte.de) oder telefonisch: +49/331/977 45 75 (Büro WeltTrends)